

Den Menschen Hoffnung geben

Unter der Überschrift „Macher hinter Mauern“ berichtete der Spiegel vor 2, 3 Jahren von einem aktuellen Trend: Immer mehr Topkräfte der Industrie und Wirtschaft suchen nach neuem Sinn in alten Werten. Seminare in Klöstern seien unter Managern besonders gefragt: Was also kann das Christentum der heutigen Gesellschaft an Orientierung geben? Die Zeit der bloßen Macher scheint vorbei. Es ist unverkennbar, dass fundamentale gesellschaftliche und wirtschaftliche Probleme sich nicht einfach durch technische Organisation bewältigen lassen. Fragen der Globalisierung, der Entwicklung der nichtindustrialisierten Länder, der Bevölkerungsentwicklung, Fragen der Friedenssicherung (Afghanistan, Irak, Kongo), der Umwelt und der Bioethik, der Neuordnung unserer sozialen Sicherungssysteme erreichen solche Dimensionen, dass sie eine neue Qualität im Verantwortungsbewusstsein, in der Orientierung des politischen Handelns verlangen. Praktische Fragen werden zu umfassenden Sinnfragen. Wie häufig werden derzeit in Politik und Wirtschaft Unsicherheit und Mangel an Vertrauen beklagt. Vertrauen hat mit dem Glauben zu tun. Credo und Kredit kommen aus dem selben Wortstamm. Ob nicht mancher, der das „Credo“ verloren hat, am Ende auch den Kredit verliert?

Erinnern wir uns an die Lesung aus der hebräischen Bibel: In der Mitte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts, als noch nicht entschieden war, ob sich das Volk Israel letztlich zu seinem Gott Jahwe oder zum heidnischen Fruchtbarkeits-Gott Baal bekennen will, als sich der Glaube Israels in einer tiefen Krise befand, da trifft der Prophet Elija am Stadttor von Sarepta eine infolge einer Hungersnot arme und gleichzeitig gesellschaftlich an den Rand gedrängte Witwe: „Bring mir einen Bissen Brot!“ Die Erfüllung dieses Wunsches wird zu einem Glaubenstest für die Frau: Angst steht gegen Vertrauen; den allerletzten Rest, die Nahrung zum Überleben soll sie hergeben. Doch im Vertrauen auf Jahwe gibt sie ihm diese Kostbarkeit - trotz Hungersnot und Dürrezeit. Und ihr Mehltopf und Ölkrug werden nicht mehr leer. – Während Israel seinen Gott Jahwe im Stich lässt und vom heidnischen Baal Regen und Fruchtbarkeit erhofft – und darin enttäuscht wird (man wird erinnert an den Tanz um das Goldene Kalb), vertraut diese heidnische Witwe dem Gott des Lebens und wird beschenkt – mit einer Lebensperspektive weit über den Tag hinaus. In der Zeit der Dürre und Hungersnot schenkt Jahwe der Witwe, die ihre Todesängste überwindet und vertraut das Überleben: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht (= dann habt ihr keinen Bestand)“ verkündet 120 Jahre später der Prophet Jesaja (7,9b). Vertrauen und Glauben öffnen der Witwe Herz und Hände. Ihr Glaube ist Grund, Ausdruck und Werkzeug der Hoffnung.

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen hat sich die christliche Soziallehre entwickelt, das – wie man hört - am besten gehütete Geheimnis der kath. Kirche. So lohnt es sich, bei der Eröffnung der 3. Kurpfälzer Sozialtage an einige Aspekte zu erinnern:

1. Die Bedeutung der einzelnen Person

In keiner Religion wird der einzelne Mensch so gewürdigt und in die Mitte des Glaubens gerückt wie im Christentum: Jesus von Nazareth, ein Mensch wie wir, ist das Bild Gottes. In ihm erkennen wir: Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild - kein Zufallsprodukt oder Versuchskaninchen, sondern Gottes Ebenbild und Bundespartner. Christen lassen sich von niemandem darin übertreffen, groß vom Menschen zu denken. Vorgängig zu seinen Taten und Untaten, zu seinen Leistungen und Fehlleistungen, ist er von Gott unbedingt erwünscht und gerechtfertigt. Jeder Mensch ist Mensch, nicht der eine mehr, der andere weniger, nicht der eine wertvoll, der andere unwert. Nein, ob Frau oder Mann, schwarz oder weiß, Christ oder Nichtchrist, jede und jeder sind unwiderruflich von Gott angenommen. Die Würde des Menschen ist unantastbar, weil Gott ihr Urheber und Garant ist. Wer sich das zu eigen macht, der hat Kontakt zum Evangelium, auch wenn er es gar nicht weiß und nur an das Grundgesetz unseres Staates denkt. Schon der Glaube Israels erkennt Gott als den souveränen Schöpfer der Welt und die Welt als seine Schöpfung. Der Mensch ist ihr Haupt und bleibt zugleich in sie einbezogen. Sie ist seiner Verantwortung anvertraut; er hat pfleglich mit ihr umzugehen.

Die Würde der Person wird nirgends so konkret und so schutzbedürftig wie dort, wo Menschen an den Rand geraten sind oder ausgestoßen werden. Heinrich Böll hat Recht: „Selbst die allerschlechtesten christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache; und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe, Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen ... Ich empfehle es der Nachdenklichkeit und der Vorstellungskraft der Zeitgenossen, sich eine Welt vorzustellen, auf der es Christus nicht gegeben hätte.“

Der Mensch hat Grund zur Hoffnung, weil er von Gott geliebt und angenommen ist und folglich eine unantastbare Würde hat – und – das ist das zweite – weil er dazu berufen und befähigt ist, mit seinen Mitmenschen in Solidarität zu leben.

2. Erfahrbare Solidarität

Diese Solidarität lebt von unmittelbaren Beziehungen. Familie, Schule, Freundeskreis und Verein sind Orte, wo sie erlebt und gelernt, wo mangelnde Solidarität erlitten wird. Wer aber vergegenwärtigt sich noch, dass auch Versicherungen und Steuern etwas mit Solidarität zu tun haben? Solidarität wird in unserer Gesellschaft immer mehr anonym verwaltet, aber immer weniger unmittelbar erlebt. Wer Solidarität braucht, taucht in der alltäglichen Erfahrung dessen, der dazu heraus gefordert ist, gar nicht mehr auf. Das ist der Punkt. Der Mangel an Solidarität ist keineswegs nur ein moralisches Problem, sondern ein strukturelles. Solidarität lebt von überschaubaren Verhältnissen; (denken Sie nur an die Ordens-Schwester, die seit etwa 150 Jahren in unseren Gemeinden gelebt haben (Armen- und Krankenpflege, Kindergärten, Nähschulen); die Sozialstationen können deren selbstverständliche Präsenz, deren Nähe zu den Menschen nur zum Teil ersetzen); Solidarität lebt davon, dass der Einzelne sich selbst unmittelbar einbringen kann. Und das wollen viel mehr Menschen, als es von der so genannten Ego-Gesellschaft behauptet wird. Die Menschen heute sind besser als ihr Ruf.

Als sich vor über 20 Jahren die polnischen Werftarbeiter unter der Fahne der Solidarität zusammenschlossen und sich gegen ein totalitäres System erhoben, da leuchtete allen unmittelbar ein, was sie unter Solidarität zu verstehen hatten: Zusammenhalt gegen Ungerechtigkeit und Ausbeutung, gemeinsamer Kampf, in dem sich jeder auf jeden verlassen kann. Sie waren zusammengewachsen durch die Erfahrung des Unrechtssystems und durch das Ziel, es zu überwinden und die Freiheit zu gewinnen. – Und vielen war ihr christlicher Glaube das unerschütterliche Fundament, das ihnen Zuversicht, Hoffnung und festen Halt gab. – Um diesen Glauben, für diesen Glauben müssen wir heute werben. Denn eine Zeit, in der der Glaube zurück geht, ist um so anfälliger für alte und neue Ideologien und Mythen.

O. von Nell-Breuning hat gesagt, man könne das Solidaritätsprinzip volkstümlich ganz einfach so ausdrücken: „Wir alle sitzen in einem Boot.“ Wir sind aufeinander verwiesen. Wir kommen nur über den anderen zu uns selbst. Man kann auch von einer Schicksalsgemeinschaft sprechen. Wohl und Wehe des einzelnen sind unlösbar verknüpft mit dem Wohl und Wehe des Ganzen und umgekehrt. Solidarität hat also zwei Seiten: vom Einzelnen zum Ganzen hin und vom Ganzen zum Einzelnen. Solidarisch handelt der Einzelne, der die Lebensmöglichkeiten, die Entfaltungs- und Beteiligungschancen der anderen, vor allem der Benachteiligten erweitert, wer sich für sein Gemeinwesen einsetzt, für die Zukunft seiner Stadt/Gemeinde, für die Entwicklung seines Landes, für ein gerechtes Miteinander auf Weltebene. Solidarisch ist eine Gesellschaft, die keine Gruppe vom Wohlstand und von den Prozessen der politischen Meinungsbildung und Entscheidungsfindung ausschließt, in der sich viele Bürger für eine gute gemeinsame Zukunft einsetzen.

Die Familie ist bekanntlich der Lernort der Solidarität. Hier kann soziale Verantwortung wachsen. Hier entscheidet sich, ob jemand lebensstüchtig wird und gemeinschaftsfähig. Die Familie ist der wichtigste soziale Raum des Dialogs, des Unterhalts, des gegenseitigen Beistands und des Zusammenlebens. Die Familie eröffnet Beteiligungschancen am gesellschaftlichen Leben. Sie bietet den ersten und weitreichendsten Schutz, ohne dessen soziale Bindekraft die Gesellschaft überfordert wäre. Die Familie ist für die Zukunft der Menschen so wichtig wie nie zuvor. Familienpolitik ist Zukunftspolitik. Familien zu fördern ist nicht Ausdruck von Barmherzigkeit oder einer besonders sozialen Einstellung, sondern Investition in die Zukunft. Staat und Gesellschaft leben von den Familien (Kindererziehung, Pflege). Umgekehrt

zeigen sie sich den Familien gegenüber wenig solidarisch - erkennbar u. a. daran, dass in Deutschland immer mehr Kinder in Familien aufwachsen müssen, die vom Wohlstand ausgeschlossen sind.

Im Blick auf die Solidarität der Armen angesichts unvorstellbarer Not erzählt Bischof Jacques Gaillot („Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts“) eine Geschichte, die einer seiner Priester aus Brasilien mitgebracht hat: Während einer großen Trockenheit ist das Elend unbeschreiblich: Viele Menschen, besonders Kinder, sterben. An einem Sonntagabend feiert dieser Priester die Messe in einer Pfarrei. Im Evangelium sagt Jesus: „Sorgt euch nicht um das, was ihr essen werdet, noch um das, was ihr trinken werdet. Seht die Vögel des Himmels an und lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen“ (Mt 6,25-30). Der Priester sieht sich außerstande, nach all dem Elend, das er gesehen hat, dazu eine Predigt zu halten. Also geht er nach dem Vortrag des Evangeliums auf seinen Platz, setzt sich und hält eine Zeit der Stille. Da wünscht plötzlich ein Mann aus dem Volk, das Wort zu ergreifen. Er sagt: „Die Worte, die wir eben gehört haben, sind Worte, die heutzutage ein Höchstmass an Wahrheit enthalten. Ich bin mir wirklich sicher: Wenn wir nicht das Wenige, das wir haben, teilen, sind wir morgen keine Brüder mehr. Deshalb schlage ich vor, dass ihr nach der Messe alle nach Hause geht und das bisschen, was ihr dort habt, zusammentragt, um es der Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen. Ich wiederhole noch einmal: Wenn wir nicht das Wenige, das wir noch besitzen, teilen, werden wir morgen keine Brüder mehr sein.“

Solange wir in Deutschland unsere Angst vor der Zukunft vor allem oder gar ausschließlich durch Organisationen, Gesetze und Verordnungen und durch Berufung auf Rechtsansprüche niederkämpfen, statt sie auch unmittelbar in gegenseitiger Hilfe und auf dem Boden eines gläubigen Vertrauens gemeinsam anzugehen, auch indem wir unsere Ängste und Sorgen vor Gott hinhalten und mit Gott das Improvisieren lernen, entgehen uns Erfahrungen der Geschwisterlichkeit, Erfahrungen der wechselseitigen Bereicherung, Erfahrungen, dass Gott auch unter uns das Wunder des Teilens tun will, das Wunder des gegenseitigen Anteil-Gebens und des Anteil-Nehmens, das Hoffnung schenkt.

Das gilt nicht nur für unseren privaten Bereich. Das gilt auch politisch. Denken wir nur an die deutsche Wiedervereinigung: Wenn wir heute nicht teilen, werden wir morgen keine Brüder mehr sein! Wir werden die Aufgaben der nächsten Jahre nicht durch Wegschauen lösen. Wir können sie nur durch Teilen überwinden. Und dabei werden wir die Erfahrung machen: Es reicht wirklich! Es reicht für alle; und es wird noch übrig bleiben – für die EU-Kandidaten in Ost-Europa und die sog. Entwicklungsländer der einen Welt.

3. Die soziale Marktwirtschaft

Die christliche Sicht des Menschen hält die beiden Grundgegebenheiten des Menschseins zusammen: Individualität und Sozialität. Person ist der Mensch immer nur, indem er Individuum und Gemeinschaftswesen ist. Unsere Gesellschaftsordnung muss also beides schützen, die Möglichkeit der Eigenentfaltung und Eigenverantwortung und die Anforderung zur Solidarität und die Verpflichtung zum Gemeinwohl. Das ist die Idee der sozialen Marktwirtschaft, die im Kern viele christliche Werte beinhaltet. Es lohnt sich, dass wir uns auf sie rückbesinnen. Sie kann uns eine Orientierungshilfe bieten, wenn etwa das Diktat der Marktgesetze und eine Unternehmensführung nach moralischen Massstäben scheinbar im Widerspruch zueinander stehen.

Diese soziale Marktwirtschaft will den Menschen weder als Ich-AG noch als Rad im Kollektiv. Sie will ihn in bewusster Anknüpfung an die christliche Tradition als eigenverantwortliches Individuum begreifen, das sich solidarisch dem Gemeinwohl verpflichtet weiß.

Die soziale Marktwirtschaft ist als freiheitliche und menschengerechte Alternative nicht nur zur zentral geplanten staatlichen Zwangswirtschaft erdacht und verwirklicht worden, sondern ebenso als Alternative zum reinen Laissez-faire-Kapitalismus, von dem der globalisierte Neo-Liberalismus nicht weit entfernt ist. Sie ermöglicht eine Form des Wirtschaftens, die das freie Individuum mit seinen Fähigkeiten und seiner Verantwortung ebenso zur Entfaltung kommen lässt wie die soziale Gerechtigkeit und das Gemeinwohl. In ihr sind Ökonomie und Sozialpolitik wie zwei Brennpunkte einer Ellipse aufeinander bezogen, individuelle Anstrengung und soziale Verantwortung, Privateigentum und seine Sozialpflichtigkeit. Darin liegt natürlich eine elementare Spannung, die nur als ständige Herausforderung begriffen werden kann.

Ohne sittliche Maßstäbe ist ein solcher Ausgleich gar nicht denkbar. Wirtschaftliche Erneuerung ist nicht ohne ethische Erneuerung möglich. Daran ist zu erinnern, damit sich nicht Spielregeln einbürgern, die allein den Starken dienen auf Kosten der Schwachen. Statt dass wir anfangen, die soziale Marktwirtschaft bei uns in Frage zu stellen, sollten wir prüfen, was daran verallgemeinerungsfähig ist im Sinne einer Globalisierung nicht nur des Marktes, sondern gerade auch der Solidarität. Soziale Marktwirtschaft erscheint dann nicht als ein Auslauf-, sondern geradezu als das Zukunftsmodell.

Ausdrücklich sei auf das Subsidiaritätsprinzip hingewiesen. Es schützt die Einzelperson und die kleinen und mittleren Einheiten davor, dass ihnen entzogen wird, was sie aus eigener Initiative und mit eigenen Kräften leisten können. Also: Vorfahrt für Eigenverantwortung, Abschied vom Versorgungsstaat, der in paternalistischem Gebaren seinen Bürgerinnen und Bürgern „alles abnehmen will“, im doppelten Sinne des Wortes! Es geht bei der Subsidiarität auch darum, die kleinen gesellschaftlichen Strukturen zu schützen und zu stützen, „nicht jedoch, ihnen wachsende Risiken zuzuschieben. Subsidiarität und Solidarität, Subsidiarität und Sozialstaat gehören insofern zusammen. Subsidiarität heißt: zur Eigenverantwortung befähigen, Subsidiarität heißt nicht: den einzelnen mit seiner sozialen Sicherung allein lassen“ (Sozialwort der Kirchen, 1996).

4. Solidarische Gesellschaft

Es steht gegenwärtig mehr auf dem Spiel als die eine oder andere gesetzliche Veränderung. Auf dem Spiel steht der solidarische Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Die Koordinaten müssen neu bestimmt werden. Wenn es einfach so weiter geht, dann geht es wohl bald so nicht mehr weiter. Ein neuer Grundkonsens, der alle Kräfte auf das Ziel einer solidarischen Gesellschaft verpflichtet, ist das Gebot der Stunde. Finden wir noch dazu in unserem postmodernen Allerlei? Ein Klima, das durch scharfe Konkurrenz um Arbeitsplätze und um ein möglichst großes Stück Wohlstand geprägt ist, schwächt den Willen zur gemeinsamen Regelung gemeinsamer Angelegenheiten, schwächt den Willen, die anderen als gleichberechtigt anzuerkennen (Demokratie).

Wenn sich unsere Gesellschaft als zukunftsfähig erweisen will, muss sie sich unter neuen Bedingungen auf ein neues Miteinander verständigen. Aber Reformen sind nur dann gerecht, wenn sie auch die Entfaltung- und Beteiligungschancen der Benachteiligten erhöhen, und wenn ihre Lasten so auf die Bürger verteilt werden, wie es ihrer jeweiligen Leistungsfähigkeit entspricht.

Gibt es in unserem Land gemeinsame Visionen, gemeinsame Perspektiven über den Tag und den eigenen Schrebergarten hinaus? Gibt es noch die gemeinsame Sorge um eine gemeinsame Zukunft, und zwar nicht nur für unser Land, sondern über Europa hinaus für die Eine Welt? Werden wir in der gegenwärtigen Situation die Kraft haben zur Re-Vision? Es gibt bekanntlich auch Trugbilder, etwa das vom goldenen Kalb. Das hat viele Namen. Für nicht wenige ist das heute der Status quo, der Besitzstand. Wenn sich alles nur noch darum dreht, diesen Besitzstand zu erhalten, dann gibt es im Grunde nichts mehr zu erwarten. – Wie also sollen sich Christen im Verteilungskampf verhalten? Wenn ich mich in Gott verankert weiß, dann kann ich der Vergötterung des Marktes widerstehen und für Gerechtigkeit gegenüber Mensch und Umwelt eintreten.

„Wer Christus, dem vollkommenen Menschen, folgt, wird auch selbst mehr Mensch“, versichert uns das II. Vatikanische Konzil. Christsein verdirbt nicht den Menschen, wie ein heute weit verbreiteter Verdacht meint. Christsein befreit zu dem, was wir im Innersten unseres Herzens sein wollen und was wir an befreiter und solidarischer Menschlichkeit für uns selbst ersehnen. Wenn Manager hinter Klostermauern auf die Suche gehen nach neuem Sinn in alten Werten, dann sollten sie wissen, dass man das Christentum nicht im Vorübergehen und in einigen Seminarstunden mitnehmen kann. Die Chance des christlichen Glaubens für unsere Gesellschaft eröffnet sich dem, der sein Herz daran hängt. Dieser Glaube wird dann ihm selbst und den Mitmenschen Grund zur Hoffnung sein. Amen

Dr. Fridolin Keck
Generalvikar
Mannheim, 12. November 2006